

Ein Gebäude an sich kann nicht regenerativ sein

Interview **Marie Bruun Yde**



Jonas Djernes und Justine Bell

Was heißt regenerativ? Die Architektin von Hedeskov, Justine Bell, über die Stärkung zwischen Landschaft und Architektur, die Lesbarkeit des Ortes, Luxus, Skalierbarkeit und Einschränkung.

Ihr Büro konzentriert sich auf Reparatur, Restaurierung und lebensfördernde Transformation. Wie definieren Sie regeneratives Bauen?

Ein Gebäude an sich kann nicht regenerativ sein – entscheidend sind Prozesse und Arbeitsweisen. In unserer Praxis beginnen wir mit Reparatur als notwendigem Schritt, geprägt von unserer Arbeit im Bestand. Regeneration bedeutet Verbesserung über Zeit durch kontinuierliches Handeln, eine Ko-Evolution innerhalb eines größeren Systems, nicht die Eigenschaft eines einzelnen Objekts. Der Begriff stammt aus Ökologie und Landwirtschaft und beschreibt Systeme, die ihre eigenen Bedingungen stärken. Für die Architektur verschiebt sich der Fokus damit vom Gebäude auf die Beziehungen, in die es eingebunden ist: Materialflüsse, Wissenszirkulationen und Nutzungen. Regeneration ist weniger ein Label als eine Arbeitsweise im Umgang mit Systemen.

Die Idee geht über die bloße Reduktion von Schäden hinaus und zielt darauf ab, Ressourcen aktiv wiederherzustellen und ökologische Systeme zu verbessern. Wie setzen Sie diesen Ansatz in Hedeskov um?

Wir haben mit klaren Prinzipien gearbeitet: Erhalt statt Ersatz, lokale Materialien, geringe CO₂-Belastung und der Verzicht auf chemisch intensive Produkte. Ziel war es, vorhandene Qualitäten zu verbessern und die Beziehung zwischen Gebäude und Landschaft zu stärken. Ein zentrales Werkzeug war die bioregionale Kartierung: Neben Ressourcen untersuchten wir Bodenverhältnisse, ehemalige Wasserläufe und geologische Prozesse. So lässt sich verstehen, was eine Landschaft tragen kann. In der Umsetzung bedeutete das, möglichst viel zu erhalten, Materialien vor Ort wiederzuverwenden und nur dort zu ergänzen, wo es notwendig war. Leitend war die

Frage, was bleiben kann, was entfernt werden muss und was sich ohne weitere Verarbeitung wiederverwenden lässt.

Sie arbeiten auch daran, bestehende soziale Strukturen zu erhalten und zu stärken.

Das Projekt war stark durch Beziehungen geprägt. Wir haben offen und schrittweise gearbeitet, Entscheidungen im Dialog getroffen. Herausforderungen wurden so zu Ausgangspunkten für bessere Lösungen. Die Bauherrschaft spielte eine zentrale Rolle, war vor Ort präsent, beschaffte Materialien und brachte eigenes Wissen ein. Regenerative Architektur ist damit weniger eine Frage der Form als der Gestaltung von Beziehungen zwischen Menschen, Materialien und Landschaft über die Zeit.

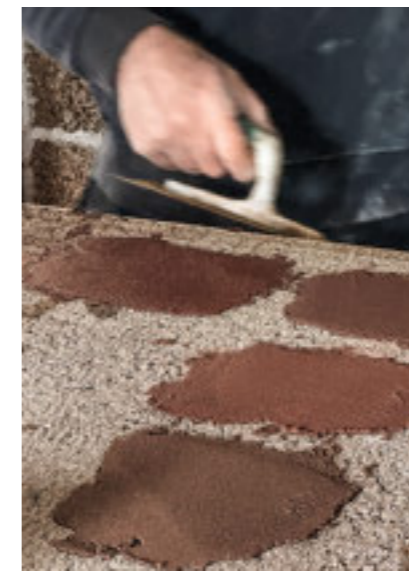
Wenn Sie Hedeskov als Erweiterung der Landschaft beschreiben, meinen Sie damit eine Art Symbiose zwischen Natur und Architektur?

Wir verstehen das relational: Entwerfen kann die Bedingungen eines Ortes lesbar machen und Materialien, Gebäude und Landschaft verbinden. Das knüpft an vernakuläres Bauen an, bei dem Herkunft und Einbindung der Materialien sichtbar sind. In Hedeskov haben wir das in einen



Lehm wurde vor Ort regenerativ als Baumaterial gewonnen.

Alle Fotos: Djernes & Bell



zeitgenössischen Kontext übersetzt, indem wir Materialien so eingesetzt haben, dass ihre Herkunft erkennbar bleibt – Erde, Lehm und pflanzliche Fasern. In den älteren Teilen sind wir zurückhaltend vorgegangen und haben Eingriffe wie runde Fenster gemacht. In heruntergekommenen Bereichen haben wir stärker interveniert und größere Öffnungen geschaffen.

Hedeskov hat eine sehr artikuliert, fast luxuriöse Atmosphäre. Wie sehen Sie die Rolle solcher Leuchtturmprojekte?

Den Begriff „Luxus“ finden wir irreführend, da er hohe Kosten suggeriert. Das Projekt ist klein, basiert auf einem typischen dänischen Ziegelaufbau und liegt im durchschnittlichen Kostenrahmen. Die Materialien wirken hochwertig, sind aber nicht teurer als industrielle Produkte – viele stammen aus dem Bestand oder der Umgebung. Was als „luxuriös“ wahrgenommen wird, ist die räumliche Erfahrung. Diese war intendiert: Wir wollten das Bauen mit natürlichen Materialien aus der „shabby chic“- und Ökokollektiv-Ecke lösen und in eine breitere architektonische Sprache überführen.

Aber lässt sich ein solches Modellprojekt skalieren?

Skalierbar ist die Arbeitsweise, nicht das einzelne Projekt. Die Herausforderung liegt im Zugang zu größeren Bauaufgaben, insbesondere im Wohnungsbau. Im Bestand liegt enormes Potenzial, doch Sanierung wird oft als Instandhaltung verstanden und nicht als architektonische Aufgabe. Dieses Potenzial zu erschließen, ist entscheidend für die Verbreitung solcher Methoden.

Regenerative Projekte konzentrieren sich im ländlichen Raum. Deutet dies auf eine tiefere

Kluft zwischen ländlicher und urbaner Praxis hin – und auf eine Schwierigkeit, sich mit den Realitäten der Stadt auseinanderzusetzen?

Der Ansatz ist in Städten sehr gut anwendbar, vielleicht sogar mehr als im ländlichen Kontext. Materialien im urbanen Raum sind oft mehrfach verarbeitet, aber nicht weniger wertvoll. Entscheidend ist, das Vorhandene zu verstehen – Materialien, Fähigkeiten und Produktionskapazitäten – und damit zu arbeiten. Industrielle Prozesse können dabei ein Vorteil sein, etwa bei der Entwicklung von recycelten Materialien. Mehrwert entsteht dort, wo Architektinnen und Handwerker vorhandene Materialien weiterverarbeiten und diese Prozesse sichtbar machen.

Was Sie beschreiben, klingt fast hoffnungsvoll, insbesondere zu einer Zeit, in der viele Städte immer homogener werden und ihre Identität verlieren. Sehen Sie regenerative Ansätze als Chance, mehr Spezifität zurückzubringen?

Viele Menschen wünschen sich eine Zukunft, die nicht nur weniger schädlich, sondern besser ist als die Gegenwart. Es geht nicht um Romantisierung, sondern um Kulturen, die respektvoller mit Leben umgehen. Das würde auch unsere Arbeitsweise verändern: weniger produzieren, mehr erhalten und reparieren. Architektur würde so zu einer Form der Fürsorge. Städte könnten spezifischer werden, stärker im Kontext verankert und durch Pflege statt durch ständigen Ersatz geprägt.

Welche Herausforderungen begegnen Ihnen bei der Anwendung regenerativer Ansätze in

Djernes & Bell arbeiten mit Reparatur, Erhalt und postfossilen Materialien, um bestehende gebaute, natürliche und soziale Strukturen weiterzuentwickeln. An der Schnittstelle von Materialwissenschaft, Handwerk und naturbasiertem Entwerfen transformieren sie Gebäude und Landschaften. Sitz des Büros ist Kopenhagen.

der aktuellen architektonischen Praxis?

Lange galt dieser Ansatz als nachrangig, besonders in Dänemark mit der Trennung zwischen Denkmalpflege und Neubau. Transformation als Entwurfsmethode war kaum präsent. Der Fokus auf das „bereits Vorhandene“ war zunächst fast provokant. Eine zentrale Hürde ist disziplinär: Architektur stützt sich stark auf technische Expertise, während ökologische Kenntnisse oft nur begrenzt integriert sind. Der Wandel vollzieht sich jedoch schnell.

Sie sind in Südafrika aufgewachsen. Wie hat Ihr Hintergrund dort Ihre Arbeit beeinflusst?

Die Ausbildung dort legt großen Wert auf räumliche Gerechtigkeit und den Umgang mit ungleichen gebauten Umwelten. Fragen der Reparatur sind entsprechend präsent. Der Umgang mit wiederverwendeten Materialien ist keine Option, sondern Notwendigkeit. Daraus entsteht eine Form von Erfindungsreichtum, bei der Innovation aus Einschränkung hervorgeht. Zugleich gibt es eine lange Tradition des Bauens mit natürlichen Materialien wie Lehm oder Schilf. Diese Erfahrungen prägen unsere Arbeit bis heute.

In der jüngsten politischen Debatte in Dänemark hat sich der Fokus von abstrakten Klimazielen auf greifbarere Themen wie sauberes Wasser und Tierschutz verschoben. Sehen Sie darin eine Chance für die Architektur, angesichts ihres erfahrungsbezogenen Charakters?

Architektur kann komplexe Themen erfahrbar machen. Die Herausforderung liegt in der Umsetzung. Vergabesysteme und risikoscheue Auftraggeber begünstigen weiterhin standardisierte Lösungen. Es braucht mehr Vielfalt, insbesondere bei öffentlichen Projekten. Kommunen spielen dabei eine Schlüsselrolle, da sie Themen wie Wasser, Material oder ökologische Systeme im Alltag sichtbar machen können.

Dänemark gilt als Vorreiter im Bereich der erneuerbaren Energien. Warum hinkt die Architektur hinterher?

Erneuerbare Energien wurden durch Subventionen wirtschaftlich attraktiv. Eine vergleichbare Transformation braucht es im Bauen. Derzeit sind extraktive Materialien oft die naheliegendste Option. Es braucht stärkere Anreize, Förderinstrumente und Risikofonds, um nachhaltigere Materialien zugänglich zu machen. Gleichzeitig darf Nachhaltigkeit nicht auf CO₂ reduziert werden, ein reiner Fokus auf Emissionen greift zu kurz und wird der Komplexität ökologischer Systeme nicht gerecht.